



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

7. Die deutschen Protestanten

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

7. Die deutschen Protestanten

Die fromme Kirchlichkeit des Kaisers und das himmelfürmende Heilverlangen dieser Deutschen spotteten einander, wie ein wohlbesetzter Garten und ein die dürstende Glur erquickendes Unwetter.

Der religiöse Gedanke furchtbarer göttlicher und ungöttlicher Mächte über die menschliche Seele war durch Martin Luther auf das schrecklichste empfunden und durchlitten, ehe er den Weg zur frohen Botschaft der Erlösung fand. Daß sich die Not so gut wie die Seligkeit der Getröstung bei ihm in den Begriffen der alten Theologie und in wortwörtlichen Fassungen der Heiligen Schrift darstellte, verhüllte doch nur den ewigen Gehalt seines Erlebnisses und steigerte seine lebendige Wirkung auf das deutsche Volk in Zeit und Nachwelt. Denn alle Religion ist Gebundenheit, auch an menschliche Tradition.

Der Sturm aber, den er entfesselt hatte, zerschlug das Gebäude des Geistlichen bis auf den Grund und traf damit in Deutschland ganz unmittelbar auch die weltliche Ordnung der Dinge, die sich ohnehin seit Jahrhunderten unsicher zwischen dem Universalen und dem Nationalen bewegt hatte. Gewiß waren für Luther, der in den universalen Vorstellungen vom Reiche Gottes lebte, von dem das Kaisertum dieser Welt einen Abglanz trug, die rein nationalen Anliegen nur eine Hilfe auf dem Wege zur Lösung von den kleinen und großen Weltlichkeiten des bisherigen kirchlichen Wesens. Aber einmal durchdrungen von dem unlöslichen Widerspruch zwischen den hergebrachten Autoritäten und der neuen eigenen Glaubenssicherheit, durchschaute er das Fremde und Gewordene der römischen Kirche auch im Spiegel der deutschen Geschichte, ahnte er in den werdenden deutschen Landesfürstentümern, die ihn umgaben, einen Halt, in dem die Form der christlichen Gemeinde ihre Angeln finden könnte — immer freilich unter Bewahrung der Ehrfurcht vor dem „Reich“, in dem nun einmal das ganze deutsche Volk seine erste politische Einheit besaß. Er befand sich dabei in unbewußtem Einklang mit der eigentümlichsten Spannung der deutschen Geschichte, die sich seit Jahrhunderten des universalen Reichsgedankens bedient hatte, um die christliche Kultur als Aus-

richtung von Weltbild und Sittlichkeit auf Gottes ewige Ordnungen im deutschen Volk verwurzeln zu lassen und zugleich diese in ihrer Eigenwilligkeit so lebendigen, aber sich immer wieder auflösenden deutschen Stämme und Sonderbünde als ein Volk zusammenzuhalten. Noch mehr. Je vollkommener ihn die Gewalt der Sprache erfüllte und zum Werkzeug der Geschichte machte, um so sicherer traf er das Wesen seiner lieben Deutschen, nahm er die innere Volksgemeinschaft sozusagen vorweg — gleichwohl ohne jede Möglichkeit, aus seiner eigensten Welt etwas zu ihrer äußeren politischen Neugestaltung beizutragen.

Und doch, seit dem Augenblicke, da der Seelsorger Luther sich seiner christlichen Gemeinde verantwortlich gefühlt hatte, da er begonnen, seine Angst und seinen Jubel hinauszuschreien, war seine Sache selbst schon zur politischen geworden. Seit er in Worms gestanden und sich behauptet hatte, war er ein Zeichen geworden, an dem man sich erkannte.

Deutscher Staat, Reformation und Bekenntnisbildung

Dieses Zeichen nahmen einige Fürsten und Städte an. Ja, ein Teil der entstehenden deutschen Territorialstaaten und der ihnen in der Entwicklung damals noch nebengeordneten deutschen Städte anerkannte in Luthers Sinne die Pflicht einer christlichen Obrigkeit zur Förderung von Gottes Willen, die ihnen im Zuge der Ausgestaltung ihrer Regierung und unter dem Druck der Stimmung „des gemeinen Mannes“ nicht einmal schwer fiel. So erklären sich die immer erneuten Einwendungen der Stände gegen die Durchführbarkeit des Wormser Edikts von 1521; nicht minder die frühzeitigen Ansätze zu obrigkeitlichen Eingriffen gegen überstürzte kirchliche Maßregeln und für positive landesherrliche und städtische Ordnungen in Sachen der Religion.

Ohne allzuviel von ihrer geistlichen Kraft einzubüßen, wurde die lutherische Bewegung sogar zum wichtigsten Ferment dieser neuen deutschen Staatsbildung, die sich damit aus der privaten Enge und Eigennützigkeit zu der sittlichen Höhe von Pflichtbegriffen und Verantwortungen durchzurufen vermochte. Aber die reine Idee hatte sich wie überall in mannigfachen Bindungen zu verwirklichen und in diesen allerlei leer gewordene Begrifflichkeit und viel rohe Erdbundenheit zu tragen. Daraus ergaben sich bis zur Gegenwart alle jene

Überspannungen und Kämpfe, die wir als Erscheinungsformen auch des Geistigen kennen. Um das Jahr 1529 stak man tief in diesen Auseinandersetzungen; schon spürte man innere Rückwirkungen, die wieder als neue Kräfte mit ins Spiel traten.

Die erste Gefahr schwärmerischer Überspannung individuellen religiösen Verlangens und turbulenter Zerstörung alles hergebracht Kirchlichen konnte als überwunden gelten. Ebenso, wenn auch nicht ohne innere Einbuße, die Verquickung der Forderungen des göttlichen Rechts mit sozialen Bewegungen in der bäuerlichen und Kleinbürgerlichen Welt von Süd- und Mitteldeutschland. Bei Luther selbst und seinen Freunden war daraus ein tiefes Mißtrauen zurückgeblieben gegen alle eigenwilligen spiritualistischen und umstürzlerischen Neigungen. Nun zog eine dritte Gefahr herauf in der dogmatischen Fassung der Unterscheidungslehren, die als Erbteil der alten Theologie die religiösen Schichten wie Ablagerungen durchsetzten. Luthers Thesenanschlag und später die Verurteilung einzelner Sätze aus seinen Schriften gaben sich notgedrungen in diesen Formen. Was die Herzen der Menschen warb, war das lebendige Lutherwort; was zwischen den Theologen umstritten wurde, gehörte der Welt rechtlicher Beweisstücke für etwas Unfaßbares an. Das war schon vor tausend Jahren nicht anders gewesen.

Wieder handelte es sich jetzt um Gruppenbildung, teils natürlich entstanden, teils bewußt betrieben zur Stärkung der eigenen Überzeugungen und ihrer Durchsetzung im Bereich rechtlicher Ordnungen, doch in mannigfachen Abstufungen des Verhältnisses von Idee und Organisation.

Zwischen den humanistischen Reformern, die wie Erasmus am Kirchenbegriff nicht zu rütteln wagten, und den spiritualistischen Schwärmern und Täufern, die ihn völlig auflösten, bestanden Berührungspunkte, obwohl Luther zwischen ihnen zu stehen schien. Auf der anderen Seite gab es selbst unter den engeren Freunden Luthers, von den Wittenbergern angefangen bis zu dem unter seinem Einfluß, wenn auch selbständig hervorgetretenen Zwingli in Zürich, Abstönungen der Lehrmeinungen, die vielfach um so schärfer empfunden wurden, je näher sie sich standen. Das gleiche gilt in bescheidenerem Maße von den altkirchlichen Kreisen; auch hier gab es geistige Verwandtschaften hinüber und herüber vom Alten zum Neuen — nur zu begreiflich, da ja alle demselben Mutterboden entstammten. Umgekehrt haben die massenhaften Streitschriften auf allen Seiten Formulierung und Stimmung immer mehr zugespitzt.

Alle Streitenden waren von Haus aus mehr oder weniger unpolitisch. So lag die Frage der Zeit darin, welche Lehrmeinungen ihren politischen Rückhalt

gewinnen oder behaupten würden, und in welchen Gruppierungen und Anlehnungen sie sich zu stärken vermöchten. Deshalb sind nicht erst heute „Bekennnisbildung und Religionspolitik“ zum Gegenstand fruchtbarer Studien gemacht worden, die uns einen Augenblick fesseln müssen, weil gerade sie die politische Lage erkennen lassen, in die der Kaiser im Sommer 1530 eintrat.

Die deutsche Politik hatte den Zug zur Formulierung der Lehren zuerst durch den Nürnberger Reichstagsabschied von 1524 erhalten, wonach die Stände, die hohe Schulen besaßen, „durch ihre gelehrten, ehrbaren, erfahrenen und verständigen Räte einen Auszug aller neuen Lehre und Bücher, was darin disputierlich wäre“, anfertigen lassen sollten, um ihn dem geplanten Nationalkonzil vorzulegen. Schon damit hatten die Deutschen in aller Form den Standpunkt des Wormser Ediktes aufgegeben und den Weg der Prüfung und Vergleichung von Bekenntnissen oder „Konfessionen“ betreten. Auf diesem Wege betätigte sich, soviel man sieht, zuerst der Markgraf Casimir von Brandenburg-Ansbach, ein alter Freund der Habsburger, der in ihrem Dienste 1527 endete, nachdem er zeitweilig starke lutherische Anwandlungen gehabt hatte. Ihm folgte sein Bruder und Erbe, Markgraf Georg, der einst am ungarischen Hofe, auch religiös, die junge Königin Marie stark beeinflusst hatte und jetzt wegen des Besitzes von Jägerndorf in Schlessien wiederum der habsburgischen Freundschaft bedurfte, aber innerlicher und beharrlicher die Sorge um das Evangelium festhielt. Daneben hatte die politische Verständigung der Fürsten untereinander im Bauernkrieg sie auch bekenntnismäßig zueinander geführt, Sachsen und Hessen und wiederum die Brandenburger in Franken. Kurfürst Johann ließ einen fränkischen Ratschlag in Wittenberg prüfen und fand die Zustimmung von Luther, Melanchthon, Jonas und Bugenhagen, die sich als die wichtigsten Träger der neuen Kirchenordnungen erwiesen.

Damit sind die grundsätzlichen Bedingungen für die weitere Entwicklung schon gekennzeichnet. Fortan gingen die Dinge Hand in Hand und natürlich zugleich vielfach im Widerstreit miteinander: der bekenntnismäßige Zusammenschluß und die Bündnisbildung zur Erhaltung der politischen Freiheit, auch in Religionsfachen. Nur erfolgten bemerkenswerte Ablenkungen in beiden Bereichen durch die gleichzeitige Auseinandersetzung aller Gruppen mit den Altkirchlichen und durch analoge Bündnisbildungen auf dieser Seite, ebenfalls unter kirchlichen wie unter politischen Gesichtspunkten. Das gab denn eine Fülle von Möglichkeiten der Kombination, mit denen die klugen Räte des Kaisers die Nöte des Lages überwinden sollten; in denen freilich auch oft genug das sittliche Gebiet berührt wurde, insofern sie Versuchungen mit sich

brachten, die dadurch noch erschwert wurden, daß die Grenzen des um des Friedens willen zeitweilig oder dauernd Tragbaren nicht nur von der inneren Haltung, sondern ebensosehr von der nüchternen Einschätzung des Gegners und der Umstände bestimmt werden mußten.

Zwei Ereignisse hatten inzwischen in der Richtung auf Bekenntnisbildung und politische Bündnisse besonders vorwärts getrieben, die Unruhen vermehrt und die Gegensätze verschärft; das waren die Paßschen Handel von 1528 und der Speyerische Reichstag von 1529.

Das angebliche katholische Kriegsbündnis, eine Fälschung des abenteuerlichen Otto von Paß, eines Rates vom Hofe Georgs von Sachsen, erregte den Landgrafen Philipp von Hessen im März 1528 zur Gegenwehr, richtiger zum Gegenschlag — gestützt auf Kursachsen, das neue Dänemark, Frankreich und Johann Zapolya, also lauter Gegner der Habsburger. Das übereilte Losschlagen des Landgrafen, seine Brandschätzung der ihm benachbarten Stifter Mainz und Würzburg machte einen um so übleren Eindruck, als sich die Leichtfertigkeit der Fälschung bald herausstellte. Kursachsen zog sich früh wieder zurück, Kurpfalz vermittelte, und das Ganze blieb schließlich auf der Stufe einer brutal eindringlichen Mahnung. Immerhin, zum Streite der Theologen alter und neuer Richtungen, zur Erregung des Volkes, war nun zum ersten Male der Streit der Reichsstände selbst getreten, an den sich fortan bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein alle kleinen und großen landschaftlichen und bald auch europäischen Gegensätze hängen sollten.

Viel tiefer reichte die Wirkung des Speyerischen Reichstages von 1529.

Als er ausgeschrieben und am 15. März eröffnet wurde, war der Kaiser noch keineswegs der letzten Sorgen in Italien ledig. Aber seine Lage in Neapel und in der Lombardei hatte sich deutlich gebessert, und das verfehlte in Deutschland um so weniger seine Wirkung, als man nach den Paßschen Handel an jene Sendung des Propstes von Waldkirch vom Februar 1528 die abenteuerlichsten Vermutungen knüpfte. Sicherlich hing damit auch zusammen, daß die Altkirchlichen, zum ersten Male aufgeschreckt, jetzt wieder erhöhtes Interesse an der Abwehr nahmen, und daß König Ferdinand als Vertreter des Kaisers eine schärfere Tonart anzuschlagen wagte.

Träger der Reichspolitik auf diesem Reichstage war noch immer die Fürstengeneration, die Karl V gewählt und vor zehn Jahren in Deutschland begrüßt hatte. Dieselben geistlichen Kurfürsten Albrecht von Brandenburg in Mainz, Hermann von Wied in Köln und Richard von Greiffenklau in Trier. Unter den weltlichen hatte Johann von Sachsen seinen Bruder Friedrich den

Weifen abgelöst, doch war er nicht viel jünger, ihm geistesverwandt, wenn auch ausgesprochener lutherisch. Ludwig von der Pfalz, der ältere Bruder des Pfalzgrafen Friedrich, kirchenpolitisch zurückhaltend, neigte auch sonst zur Vermittlung. Der betont altkirchliche Joachim von Brandenburg, dessen dänische Gemahlin wohl nicht bloß wegen ihrer lutherischen Neigungen den Hof verlassen hatte und in kursächsischem Schutze lebte, erschien nicht zum Reichstage; man sagte wegen seines Verhältnisses zur Frau des Wolf Hornung.

Auch unter den weltlichen Fürsten fehlte auf dem Reichstage gerade der ernsteste Gegner Luthers, der Albertiner Georg von Sachsen, ein Mann von theologischen Interessen und Kenntnissen, aber verdrossen über die Habsburger. Von den Welfen fehlten die Lüneburger; Herzog Franz erschien erst am Schluß des Reichstags. Dagegen sah man ihren Widersacher, den vielgeschäftigen Heinrich von Wolfenbüttel, der einst seine Dienste dem Kaiser in Spanien selbst angetragen, aber damals so wenig wie bei dem Versuch eines Eingriffs in den italienischen Krieg etwas Wesentliches beschickt hatte. Besonders wichtig wegen der Spannung zwischen ihrer politischen und kirchlichen Einstellung waren die bayerischen Wittelsbacher Wilhelm und Ludwig, dem Könige Ferdinand gram wegen ihrer Niederlage bei der böhmischen Königswahl, aber beide ausgesprochen altkirchlich, sehr bedacht auf die religiöse Einheit ihrer Herzogtümer. Deshalb wünschten sie trotz aller Eifersucht auf den König einen katholischen Bund. Das Haus Württemberg ruhte. Markgraf Philipp von Baden war altkirchlich. Umgekehrt neigten die jüngeren Linien der Pfälzer zur Reformation. Die Brandenburger in Franken wurden durch Markgraf Georg vertreten. Hessen, in der Reihe der deutschen Fürstentümer eines der jüngsten, war doch reich genug, seinem fünfundzwanzigjährigen Landgrafen das ansehnlichste Gefolge zu stellen. Er war kirchlich und durch politisches Bündnis dem Kurfürsten von Sachsen zunehmend nähergetreten, ohne freilich darüber die Verbindungen mit altkirchlichen Nachbarn aufzugeben. Den Habsburgern war er nicht nur wegen seiner entschieden reformatorischen Haltung, sondern auch wegen seines Streites mit dem Hause Nassau verdächtig, von den Pöckischen Händeln ganz zu schweigen. Ferdinand hatte ihn beim Eintritt in Speyer zufällig getroffen und sehr kühl begrüßt.

Die altkirchliche Majorität des Reichstages war nicht etwa vorwiegend durch die Bischöfe bedingt, von denen viele weggeblieben, einige nicht einmal recht vertreten waren. Immerhin erschienen sie zahlreich genug, durch die Ereignisse des letzten Jahres erregt. Die Städte hatten trotz ihres Einspruchs auf den letzten Reichstagen nicht die von ihnen gewünschte Stellung; die größ-

ten und angesehensten, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm mit ihren schwäbischen Nachbarinnen pflegten neuerdings ganz offen die kirchlichen Neuerungen und befanden sich damit in wachsender Entfremdung von der Reichsgewalt.

König Ferdinand hatte an seiner Seite außer dem kaiserlichen Orator, dem Propst von Waldkirch, noch seinen Vertreter, den Pfalzgrafen Friedrich, sowie seinen Kanzler Bernhard von Cles, Bischof von Trient, der später dem Kaiser nach Bologna entgegengesandt und von diesem sehr gelobt wurde.

Allerdings als König von Böhmen und Ungarn befand sich Ferdinand jetzt wie später zugleich in der Verlegenheit, von eben diesen Ständen, vor denen er in der Kirchenfrage am liebsten gebieterisch aufgetreten wäre, wegen der Türkenhilfe Entgegenkommen erbitten zu müssen. Es handelte sich dabei gewiß um eine allgemeine Sache der Christenheit und der deutschen Nation; aber der König erschien doch als der Nächstbetroffene und als der Mahner. Gleichwohl zeigte er sich in der Kirchenfrage wirklich schroffer als sein kaiserlicher Bruder, dessen Kabinett aus erasmischer Weltlichkeit, aus den üblen Erfahrungen mit dieser päpstlichen Heiligkeit und aus mangelnder Kenntnis der deutschen Verhältnisse sichlich zurückhielt. Man hat festgestellt, daß in Speyer entgegen dem Anschein nicht die verspätet eingetroffene kaiserliche Proposition, sondern im Namen des Kaisers die viel schärfere Ferdinands verlesen wurde, was den Gang der Reichstagsverhandlungen natürlich nachhaltig beeinflusste. Es genügt hier, deren Ergebnisse festzuhalten.

Das Entscheidende wurde, daß der Entwurf des Reichstagsabschieds ausdrücklich die sehr verbreitete Auslegung des letzten Speyerischen Abschiedes von 1526 verurteilte, wonach die Stände das Recht zu kirchlichen Neuerungen gehabt haben sollten; ihnen schien also nunmehr nachträglich jede Rechtsgrundlage entzogen. Außerdem forderte der Abschied ebenso bestimmt die Duldung des ganzen altkirchlichen Wesens in allen Territorien, was der werdenden geistlichen Gleichförmigkeit dieser Staaten schnurstracks zuwiderlief. Er verbot alle weiteren Neuerungen und bedrohte die Lehren Zwinglis, nicht nur der Wiedertäufer, mit völliger Ausrottung. Das berührte mehrere der mächtigsten oberdeutschen Reichsstädte, die sich dem Züricher Bekenntnis nahe fühlten.

Die Antwort der Betroffenen war die Protestation vom 19. April 1529, in der namhafte deutsche Fürsten und Städte gegen den Abschied Verwahrung einlegten mit der am 20. April übergebenen, durch den brandenburgischen Rat Georg Vogler formulierten Begründung, „da in Sachen Gottes Ehr und

unser Seelen Seligkeit belingend ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben muß, also daß sich des Orts keiner auf anderer, minderen oder mehreren Mächten oder Beschließen entschuldigen kann". Es unterzeichneten Kursachsen, Hessen, Markgraf Georg, der Fürst von Anhalt und die Botschaften der Herzöge von Lüneburg; dazu die Boten von 16 Städten.

Die Protestierenden oder Protestantes, wie sie fortan hießen, stellten sich mit diesem tapferen Auftreten außerhalb des Schutzes der von den aller-verschiedensten Motiven bestimmten bisherigen Majorität. Jetzt handelte es sich nicht mehr, wie bisher, um eine allgemeine Opposition gegen allerlei Erscheinungen des alten Kirchentums, wo sich immer der eine auf den anderen berief, sondern um den Zusammenschluß eines kleinen Häufleins von Aufrechten, das sich seiner ausgesetzten Lage vollkommen bewußt war. Deshalb tat sich ein Teil dieser Protestierenden alsbald, schon am 22. April, auch zu einem Bündnis zusammen, in dem sie einander beholfen sein wollten, falls sie wegen des Wortes Gottes angegriffen würden; das waren Kursachsen, Hessen, Straßburg, Ulm und Nürnberg. Die übrigen hielten zurück. Aber gerade unter den Erstverbündeten gab es Bekenntnisgegensätze. Sie überbrückten diese im Augenblicke durch die allgemeine Beziehung auf das „Wort Gottes“. Hätten sie das festgehalten, so wären sie der Kern der großen noch unfertigen weltgeschichtlichen Einheit der „Evangelischen“ geworden, die sich nicht auf die Tradition, also die geschichtlich bedingte Form der römischen Kirche, sondern auf die andere Quelle christlichen Wesens stützte, auf das Gewissen und die Heilige Schrift, wie Luther in Worms.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß dieses Prinzip allein bereits die Quelle tiefster Meinungsverschiedenheiten und Aufspaltungen gewesen war, und deshalb begreiflich, daß man nach anderen, strenger formulierten Gemeinschafts-sätzen ausschaute, wie man sie in Bekenntnissen zu finden hoffte. Daß hier die Gefahren in der entgegengesetzten Richtung lagen, haben wir schon bemerkt.

Man stand vor der unendlich schwierigen Aufgabe, Konkordienformeln zu finden über einseitig festgelegten Lehrsystemen, denen man innerlich bereits die Heiligkeit durchgerungener und schriftgemäßer Überzeugungen beigelegt hatte. Daß es dem klarblickenden und tatkräftigen Landgrafen gelungen ist, zu Michaelis 1529 auf sein Schloß zu Marburg einen stattlichen Theologenkongress aus ganz Deutschland von Zürich bis Wittenberg zusammenzubringen, bleibt immer eine erstaunliche Sache; wir wissen, daß nur sein nachdrückliches Bitten auch Luthers Abneigung überwunden hat. Noch größer, mit der heutigen Forschung sagen zu dürfen, daß die Arbeit nicht vergebens war, daß die unüber-

brückbaren Gegensätze in der Abendmahlsfrage doch eine gewisse Annäherung nicht verhindert haben, daß man aus Marburg abtritt in einer fröhlichen, fast brüderlichen Stimmung. „Unser freuntlich Gespräch zu Marburg hat ein Ende und seind fast in allen Stücken eins“, schrieb Luther am 4. Oktober seiner Frau.

Es ist tröstlich für die Möglichkeiten des guten Willens und wichtig für die Verteilung der Verantwortlichkeiten, daß nicht die Theologen im Schloß des Landgrafen, sondern die Politiker auf der Tagung Anfang Dezember zu Schmalkalden das Verständnis vom 22. April wieder gesprengt haben, weil die Kursachsen, die Markgräflichen und die Nürnberger eigenwillig auf ihr älteres Bekenntnis zurückgriffen. Man hat dort „zornweis“ geredet, der Landgraf noch einmal alles versucht; vergebens. Der theologisch gebildete Straßburger Stadtmeister Jakob Sturm sprach in einer Sondersitzung mit seinen weltlichen Kollegen von Sachsen und Brandenburg, um nicht unter den Predikanten neuen Streit zu erregen. Aber der Kurfürst selbst war am meisten versteift. „Die Städte, so vom Sakrament mißhalten, sündigen wissentlich wider Gottes Wort und also in den heiligen Geist, dem sonst keine Sünde, so aus Blödigkeit geschieht, verglichen werden kann.“ Und der brandenburgische Kanzler Vogler, der zwischendurch gewarnt hatte, „unser Gewissen so eng einzuziehen“, schrieb am nächsten Tage: „Daß wir mit gutem Gewissen mit den Mißhellenen in kein Verstentnus und gleich so wenig in weiter Schickung zu kaiserlicher Majestät bewilligen mochten.“

Das waren die beiden Punkte, Bündnis und gemeinsames Auftreten vor Kaiser und Reich, in denen man scheiterte.

Das größere Deutschland des Landgrafen und sein europäischer Protestantismus traten zurück hinter einer kursächsischen Linie der Reichspolitik, die immer klarer erkennbar wurde und in sich nur das strengste Luthertum zu umschließen meinte. Sie wollte Selbstbehauptung im Frieden mit der Reichsregierung. Kurfürst Johann war noch nicht belehnt, obwohl er schon seit 1523 regierte; er fühlte sich auch durch seinen bescheidenen Anteil an den Paffschen Händeln belastet und botschaftete schon vor dem Speyerischen Reichstage an den Kaiser nach Barcelona. Der Ertrag war mager gewesen; letzte Entscheidungen blieben aufgespart bis zu des Kaisers Wiederkehr ins Reich. Inzwischen aber war Kursachsen doch in glücklichere Fühlung mit dem Kaiserhof gekommen durch seine Verbindung mit dem Grafen von Nassau-Dillenburg, dem Bruder von Karls erstem Kämmerer Heinrich von Nassau. Graf Wilhelm, der Vater des Schweigers, hatte bereits reformatorische Neigungen und lehnte sich in seinem Streit mit Hessen gern an Kursachsen. Auf einer Tagung in

Arnstadt, Februar 1530, legte er den Sachsen nahe, dem Kaiser vor dem Reichstage „gut gründlichen Bericht“ zu erstatten; sein Bruder werde die Sache fördern. Dem schien die kaiserliche Ausschreibung zum Reichstage nach Augsburg auf den 8. April zu entsprechen. Der Kaiser wolle dort, hieß es, „eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit“ anhören.

Mit den Grafen von Nassau und Neuenahr und stattlicher Instruktion wurde Hans Dolzig als Vertreter Kursachsens und in der ausgesprochenen Absicht, von den anderen Protestierenden abzurücken, dem Kaiser entgegengesandt. Der frühzeitig nach Augsburg abgereiste Kurfürst dachte auch selbst dem Kaiser schon in Innsbruck aufzuwarten. Aber der Kaiser trug mehr Laft zur Schau, als die Sachsen: es schickte sich nicht, vor dem Reichstage in Sonderverhandlungen mit einzelnen Ständen einzutreten.

Die Aufspaltung der Protestanten lag vor aller Augen.

Der Augsburger Reichstag 1530

So stellte sich die Lage dar, als der gekrönte Kaiser im Juni über Innsbruck nach Augsburg zog. In Innsbruck traf er sich mit seinem Bruder Ferdinand und seiner Schwester Marie von Ungarn; auch mit seinem Schwager Christian von Dänemark, der nun seine ganze Vergangenheit Lügen strafte und vor dem päpstlichen Legaten Campegio reumütig zur römischen Kirche zurückkehrte, um des Kaisers Gnade und Hilfe für die Wiedereroberung seiner nordischen Reiche zu gewinnen. Schon im Vertrage von Tier (8. Februar) hatte er sich und seine Kronen dem Kaiser verschrieben. Er wolle stets dem Willen des Kaisers, König Ferdinands und Margaretes folgen, bei dem katholischen Glauben „verbleiben“ mitsamt seinen Reichen, wenn er darin mit kaiserlicher Hilfe wieder eingesetzt sei; auch ein treuer Bundesgenosse sein gegen alle Feinde zu Wasser und zu Lande, besonders gegen die Türken; den Untertanen des Kaisers Handelsfreiheit gewähren im ganzen Norden.

Dem Kaiser winkte noch Größeres. Welcher Willkomm, daß sich ihm gleichzeitig auch England zu Füßen legte. Heinrich VIII war so erpicht auf seine Ehescheidung, daß er alles in Bewegung setzte, zu seinen Gunsten theologische und juristische Gutachten zusammenzubringen; erst recht, des Kaisers Zustimmung zu erlangen, weil er mußte, daß davon das Verhalten des Papstes abhing. Er

hatte um Weihnachten 1529 den kaiserlichen Gesandten Chapuys wissen lassen, daß er dem Kaiser ganz England übereignen wolle, wenn er ihm helfe. Karl hat die Demütigung des Dänenkönigs entgegengenommen, weil sie in seiner Linie lag. Aber in der englischen Sache empfand er viel zu sehr im Sinne seiner gekränkten Familie, als daß er auch nur einen Augenblick auf dieses Liebeswerben hätte eingehen können. Vielmehr schrieb er alsbald, schon in seinem ersten Briefe aus Deutschland, an die kaiserliche Gemahlin nach Spanien sehr nachdrücklich, sie möge ihrerseits zum Schutze ihrer Tante alle Theologen und Juristen, Einzelgelehrte und Universitäten aufbieten — und das „mit aller Sorgfalt und Rührigkeit“!

Auf viel schwerere Proben sollte ihn die deutsche Frage stellen. Im Grunde hatte sich seine Meinung von Ketzerei und Kirchentum seit Worms nicht im geringsten geändert. Aber ihm stand ja längst gar nicht mehr ein einzelner Ketzler gegenüber, sondern eine Reihe von Ständen, die weniger durch dogmatische Angriffe, als durch allerlei Neuerungen im äußeren Kirchenwesen und durch die Ablehnung von Edikt und Reichstagsabschieden sich als „Rebellen“ erwiesen. Damit war die Frage auch für den Kaiser in den Bereich des Politischen getreten, wo man verhandelte, hinhielt, Gelegenheiten wahrnahm. Wir haben früher merkwürdige Vorschläge kennengelernt für Aufschub oder Straflosigkeit als Entgelt für politische Hilfe. So schwankten denn auch jetzt die Überlegungen in bezug auf „die Mittel der Abhilfe“ mannigfach.

Man konnte in Güte verhandeln oder mit Gewalt vorgehen; oder beides vereinigen und nach dem Räte Loansas die Theologen und Fürsten durch Gaben und gute Worte gewinnen, dem niederen Volk gegenüber aber zur Gewalt greifen; „diese allein heilte den Aufstand Spaniens gegen seinen König; sie wird es auch sein, die Deutschlands Untreue gegen Gott heilen wird“. Daneben gab es ein Drittes, nämlich die so oft angerufene Entscheidung eines Konzils. Dieses aber stand beim Papste, und man wußte, daß es ihm verhaßt war. Eben deshalb war es vom kaiserlichen Kabinett in den Zeiten des Kampfes laut gefordert worden. Der Kaiser selbst hing daran, auch weil ihm bei einem allgemeinen Konzil als Vogt der Kirche eine besondere Rolle zufallen mußte. Als er dem Papste Mitteilung machte von seinem Verbot einer deutschen Nationalversammlung im Juli 1524 riet er ihm, dieser Versammlung durch baldige Ansage eines Universalkonzils zuvorzukommen. Er fügte damals hinzu: „Da die Deutschen bitten, es in Deutschland zu halten, so könnte Seine Heiligkeit Trient dafür wählen, das sie für eine deutsche Stadt halten, obwohl es eigentlich schon Italien ist“; später könne man den Ort immer noch

ändern. Dann wurde für den Reichstag von Speyer 1526 eine Verständigung zwischen Papst und Kaiser über ein Konzil angekündigt; ja, am Kaiserhofe erwog man jetzt zeitweilig sogar ein Nationalkonzil; Karl schrieb am 23. Dezember 1528 an seinen Bruder zu der Proposition für einen neuen Reichstag, ihm seien nachträglich doch Bedenken gekommen gegen ein Nationalkonzil, „denn je mehr die deutsche Nation unter sich ist, um so mehr wird sie zu Irrtümern neigen“.

Der Friedensschluß zu Barcelona war freilich nicht wenig erleichtert worden durch die Zurückhaltung des Kaisers in der Konzilsfrage; der Papst wollte dafür den Deutschen in anderer Form „entgegenkommen“ — ein bedeutungsvolles Stichwort. Allein in Bologna hatte der Kaiser nach seinen Memoiren das Thema doch wieder aufgenommen, und seine weitere Korrespondenz mit Loaysa und dem Papste bestätigt das. Die Meinung war nur offenbar die, daß man den Deutschen zwar die Genugtuung eines allgemeinen Konzils geben wollte, aber erwartete, daß die „Abgewichenen“ bis dahin wieder der alten Kirche gemäß leben sollten, vor allem unter der Jurisdiktion der Bischöfe, was vom deutschen Standpunkte aus unvorstellbar blieb.

Alles kam auf die Eindrücke an, die Karl selbst in Deutschland gewinnen würde.

In Innsbruck trafen die habsburgischen Brüder mit ihren Beratern die letzten Vorbereitungen für den Reichstag. Der Kaiser hatte jetzt außer Granvelle die Staatssekretäre Cobos und Perrenin bei sich; Ferdinand den Kanzler Gles. Auch Marie war nicht ohne Räte. Der päpstliche Legat Campeggio übergab dem Kaiser seine scharf fordernde Denkschrift; doch standen die Meinungen noch unvermittelt nebeneinander.

Von Innsbruck ging es über München nach Augsburg, wo die Fürsten in großer Zahl erwartungsvoll zusammengeströmt waren; dieses Mal sah man auch den redgewandten Joachim von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen wieder. Nach dem kaiserlichen Ausschreiben vom 21. Januar 1530 wollte man „die Zwietrachten hinlegen, vergangene Irrsal unserem Seligmacher ergeben und eines jeglichen Opinion in Liebe und Gütigkeit hören, verstehen und erwägen, und also alle in einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben“. Es klang sehr vertrauenerweckend, daß der Kaiser die Hand dazu bieten wollte, „alle Meinungen zu einer einigen christlichen Wahrheit zu vergleichen und alles, so zu beiden Teilen nicht recht ausgelegt oder gehandelt ist, abzutun“.

Die ersten Maßnahmen entsprachen nicht ganz dieser Ankündigung. Seiner Gemahlin schrieb der Kaiser am 8. Juli: „Ich kam durch Bayern, wo die

Herzöge, treue Anverwandte und Diener, mich wohl aufnahmen. In Augsburg traf ich am Vorabend von Fronleichnam (16. Juni) ein, von den Kurfürsten, Fürsten und Gesandten feierlich empfangen. Am folgenden Tage fand die Prozession statt, die schon einige Jahre unterblieben war. Ich ging mit, in meiner gewohnten Art. Und obwohl einige Lutheraner nicht zur Prozession kamen, wurde ich doch von vielen begleitet, denn es gibt deren, die im Glauben feststehen, bei weitem mehr als von den anderen. Man hat auch schon begonnen mit der Glaubenssache, um diese Kezerei mit der Wurzel auszureißen. Was hier in der Stadt am meisten Schaden anrichtete, waren die Predikanten der lutherischen Fürsten. Deshalb ist unter allgemeiner Zustimmung bekannt gemacht, daß bei Strafe nur die von mir bestimmten Prediger reden dürfen. Das war ein guter Anfang. Die Eröffnung des Reichstages erfolgte am 20. Juni und die Proposition enthielt drei Punkte. Der erste und wichtigste betraf den Glauben; der zweite die Türkennot und Ungarn; der dritte die Regierung von Deutschland. Ich hoffe zu Gott, daß alles in seinem Sinne vollbracht wird."

Das war das etwas äußerliche Bild von den Vorgängen, das sich der Kaiser in diesen Tagen machte.

In der Tiefe aber rangen auf beiden Seiten miteinander tastendes Entgegenkommen, trotziges Selbstbehauptung und die ehrliche Sorge um Erhaltung der Kircheneinheit und des Friedens. Jetzt waren auch die Altkirchlichen besser gerüstet und heftiger in ihren Forderungen. Nicht nur der Legat; auch die deutschen Theologen und Fürsten, die im Januar durch lebhaftere Werbungen Ferdinands angeregt waren, die kezerischen Lehren und ihre üblen Folgen zusammenzustellen. Vornehmste Frucht dieser Bemühungen waren 404 Artikel des Ingolstädter Professors Dr. Johannes Eck, die er mit Schreiben vom 14. März 1530 dem Kaiser überreicht hatte. In Augsburg kamen diese Artikel auch Melanchthon in die Hand, und es ist glaubhaft, daß sie ihn mit bestimmten, als er daranging, im Auftrage seines Kurfürsten das Bekenntnis zu formulieren.

Beide Teile also traten geharnischt in die Kampfbahn. Am 25. Juni übergaben Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt, Graf Albrecht zu Mansfeld und die Boten der Städte Nürnberg und Reutlingen ihr Bekenntnis in der von Melanchthon redigierten Form. Der Landgraf ging nur zögernd mit. Die oberdeutschen Städte fehlten; sie traten etwas später mit dem Vierstädtebekenntnis hervor, der Tetrapolitana, die aber nicht mehr vom Kaiser selbst entgegengenommen wurde, so wenig wie Zwinglis Ratio fidei.

Gleichwohl war es doch ein neuer großer Moment. Neben die staatspolitische Gruppe der Protestanten von 1529 traten die dogmatisch vereinigten Augsburgischen Konfessionsverwandten. Von dem politischen Gebiet glitt man im Zuge der uns in den Anfängen schon vertrauten Bekenntnisbewegung wieder in das Theologische hinüber, und der Reichstag wurde nun doch eine Nationalversammlung in Kirchensachen. Nur daß der Kaiser jetzt die letzte Entscheidung beanspruchte, gestützt auf eine altkirchliche Mehrheit.

Die Konfession ist ausdrücklich an diesen Kaiser gerichtet, dem die Unterzeichner alle schuldige Ehrerbietung entgegenbrachten. Sie enthält die Grundzüge der Glaubenslehre unter Ablehnung gegenteiliger Meinungen in 21 Artikeln, einschließlich der Lehre von der Kirche und der Sakramente unter Hinzufügung von Artikeln über den freien Willen, die Rechtfertigung, gute Werke und Heiligenverehrung. Sie bekannte sich zu dem von Gott gesetzten weltlichen Regiment unter ausdrücklicher Ablehnung der Wiedertäufer auch in diesem Punkte; nicht minder zur Berufung der Geistlichen, zur Zucht und zu ernstlichen guten Werken. An die Hauptartikel schlossen sich solche, in „welchen Zwiespalt ist“, mit einer Verantwortung für die Änderungen, die man eingeführt hatte, „damit kaiserliche Majestät erkennen möge, daß hierin nicht unchristlich oder freventlich gehandelt, sondern daß wir durch Gottes Gebot gedrungen sind“. Da erscheinen die Darbietung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, der Bestand der Priester, die Messe, die Stellung zur Beichte und von den nichtigen Werken besonders die Speisengebote und die Klostersgelübde. Endlich wird die bischöfliche Gewalt behandelt, im Grunde die entscheidende Frage; denn hier war auch das Papsttum eingeschlossen, ohne daß es genannt wäre. Weltliches und Geistliches sollten reinlich geschieden sein; man darf die politische wichtige Wendung gegen die geistlichen Fürsten ja nicht übersehen; die Schlüsselgewalt wird anerkannt, aber allein auf geistlichem Gebiet.

Wir wollen die theologischen Kernpunkte nicht gering schätzen, sogar gestehen, daß die lutherische Reformation auch dann gewiß nicht vergebens gewesen wäre, wenn sie nur innerhalb der alten Kirche Duldung für Lehrmeinungen und Bräuche erlangt hätte, in denen sich ihre religiöse Eigenart auszudrücken vermochte. Von dieser ökumenischen Einstellung aus ist sowohl Melanchthons weitgehendes Entgegenkommen zu würdigen, wie die Vermittlertätigkeit gelehrter kaiserlicher Räte und die Mitwirkung des von allen Seiten noch einmal brieflich angerufenen Erasmus. Am Hof stand auch die Königin-Witwe Marie von Ungarn den Vertretern maßvoller Neuerungen nicht ganz fern. Eine Erledigung der alten Gravamina konnte man auf diesem Wege erhoffen. Vor allem die Einigkeit deutscher Nation.

Auf der anderen Seite bleibt doch das weltgeschichtlich Erhebliche gerade die Zerschlagung der geistlichen Universalherrschaft, die Autonomie und die Heiligung des deutschen Staates aus dem Kampfe gegen die universalen Ideen. Nach menschlichem Ermessen war es wohl auch nur in einem neuen kirchlichen Gehäuse möglich, die religiös sittlichen Grundgedanken der Reformation auf die Dauer zu retten und zu verwirklichen. In der unbeirrten Einsicht in die Unvereinbarkeit seiner Grundhaltung mit dem Fortbestand der alten Autoritäten lag die Überlegenheit Luthers über Melanchthon, die in seinen ergreifenden Briefen von der Coburg die wärmsten und leidenschaftlichsten Töne fand, als man in Augsburg versuchte, auf der Grundlage theologischer Gespräche, Verschweigungen und Zugeständnisse zum gütlichen Ausgleich zu kommen.

Der Kaiser hielt nach Entgegennahme der Konfession Ende Juni eine Staatsratsitzung, in der drei Möglichkeiten erwogen wurden; entweder, die Konfessionisten unterwürfen sich einem kaiserlichen Schiedsgericht; oder sie täten das nicht, dann solle ihnen das Konzil angeboten werden unter der Voraussetzung, daß bis dahin alle Neuerungen unterblieben; wünschenswert in diesem Falle die vorherige Beseitigung der Mißbräuche durch den Papst; lehnten die Konfessionisten aber auch das Konzil ab, so bleibe nur der dritte Weg, die Gewalt. Man versuchte es zunächst auf friedliche Weise.

Der Kaiser und seine Räte betrieben den Ausgleich, weil sie die inneren und äußeren Schwierigkeiten, die einem allgemeinen Konzil entgegenstanden, deutlich sahen; sich auch darüber klar waren, daß angesichts der ungelösten europäischen Spannungen und der Türkengefahr eine Anwendung von Gewalt noch mehr Bedenken habe. So mäßigte denn der Kaiser selbst die Schärfe der altkirchlichen Theologen Faber, Cochlaeus und Eck in ihrer Antwort auf die Sätze und Begründungen der Konfession; erst nach wiederholter Überarbeitung ließ er das Ergebnis, die sogenannte Confutatio, am 3. August den Ständen vorlesen, und weiter durch einen Ausschuß von 14 Mitgliedern, 4 Fürsten oder Räten sowie 3 Theologen von jeder Seite, dann durch einen engeren Sechserausschuß noch bis zum 30. August, also durch mehr als zwei Monate die Vermittlungsversuche fortführen; er selbst beteiligte sich eifrig. Das Äußerste war einmal, daß Melanchthon persönlich mit dem päpstlichen Legaten in Fühlung trat — wenn auch natürlich vergebens. Schon am 28. Juli hatten sich die protestantischen Fürsten durch Melanchthon bei dem Legaten dafür bedanken lassen, daß er für den Weg der Güte statt für die Gewalt eintrete. So weitgehend war beiderseits das Friedensbedürfnis. Erst Melanchthons

Apologie der Konfutation ist sozusagen in wieder gewonnener Freiheit geschrieben. Nur langsam entfernte man sich erneut voneinander.

So unterließ es denn auch der Kaiser nicht, in der Konzilsfrage ebenfalls die letzten Möglichkeiten zu erschöpfen. Der Briefwechsel mit Loaysa ist ganz wesentlich von dieser Frage erfüllt. Am 14. Juli wandte sich Karl sogar durch ein Handschreiben an den Papst. Er nahm Bezug auf das, „was ich mit Eurer Heiligkeit in Bologna abgemacht habe“. Der Stil des Briefes, die häufigen Wiederholungen, die immer erneute Betonung derselben Grundgedanken würden das nur in Kopie erhaltene Stück auch dann als ein Erzeugnis der kaiserlichen Feder erweisen, wenn der Legat Campegio in einem Briefe an Salviati nicht ausdrücklich von dem eigenhändigen Brief des Kaisers spräche.

Er finde, schreibt der Kaiser, bei einem Teil der deutschen Fürsten große Furchtsamkeit, bei den anderen arge Hartnäckigkeit. Bei allen aber erkenne man den Wunsch nach einer besseren Ordnung, als der gegenwärtigen, und bei allen die Meinung, es sei das Beste, den Irrenden das Konzil innerhalb bestimmter Frist und an einem geeigneten Orte unter der Bedingung anzubieten, inzwischen von ihren Irrtümern zu lassen. Die Schlechten wünschten das Konzil, weil sie dächten, dabei etwas zu gewinnen. Die Guten wünschten es, um Schlimmerem vorzubeugen und weil unter dem Vorwurf der Konzilsverweigerung auch die Zweifelhaften verloren gingen, die Guten den Mut verlor, die Schlechten an Reckheit gewannen. Die Hauptschuld für das Unterbleiben eines Konzils würde man ihm und dem Papste zuschieben, während umgekehrt der Gewinn seiner Ausschreibung unendlich groß wäre, „denn in der Zwischenzeit haben sie nach unserem Glauben zu leben und sich danach dem Konzil zu fügen, das sicher etwas Gutes beschließen wird. Schlagen sie ein so billiges Anerbieten aus, so werden sie alle gegen sich haben. Gibt es aber kein Konzil, so gerät Deutschland (sagte er prophetisch), dieses stärkste und kriegerischste Land der Christenheit, in die größte Gefahr. Jetzt haben wir Frieden in der Welt, ohne den das Konzil nicht sein könnte und eher ein Schisma zu befürchten wäre. Sollte es aber wieder zum Kriege kommen, so würde man schlimmstenfalls das Konzil auflösen können. Wir aber, Eure Heiligkeit und ich, hätten dann das Unsere getan, und andere trügen die Schuld, und es wäre zu hoffen, daß Gott diejenigen züchtigen würde, welche die Schuld an dem Übel tragen. So bitte und flehe ich Euch an, damit wir den Ruhm des Guten gewinnen und die Last der Schuld von uns abwälzen. Es würde gut sein, daß Eure Heiligkeit inzwischen schleunigst das Ihrige täten gegen die Mißbräuche, die sich abstellen lassen; das würde angesichts der Lage eine große Hilfe sein“.

Auf den Konzilsbrief antwortete der Papst am 31. Juli sehr zurückhaltend; seine Einstellung blieb trotz aller Mahnungen und Bitten immer die gleiche. Als die Aussichten auf eine Verständigung in Augsburg am größten waren, in der zweiten Hälfte des August, drängte der Kaiser aufs neue, wenigstens in Entwürfen. Seine endgültige Antwort auf das Schreiben des Papstes erfolgte gleichwohl erst am 30. Oktober.

Wir haben ein Bild vom Kaiser aus diesen Jahren von Christoph Amberger. Es ist, als ob man den Kaiser inmitten einer dieser theologischen und kirchenpolitischen Verhandlungen belausche. Wie zuhörend sitzt er da, den Zeigefinger der rechten Hand in ein zum Öffnen bereites Buch gelegt. Seine Tracht verhältnismäßig schlicht, doch vornehm; in der Linken, die ein kostbarer Ring schmückt, hält er den Handschuh. Aus dem gekräuselten Hemdkragen blickt das bleiche Gesicht mit den blonden Haaren aus blauen Augen wie in die Ferne. Der häßlich vorgestreckte Mund mit den ungesunden Lippen hat etwas Hochmütiges, das Ganze doch einen sinnenden Ernst in Haltung und Zügen.

Er begann schon an der ehrlich versuchten Friedenspolitik zu verzweifeln.

Die Gegensätze in Deutschland waren in der Tat unvereinbar. Wie blutlos nimmt sich dazwischen die säkularisierte Religiosität des Erasmus aus, diese Vernünftigkeit, die um jeden Preis den Frieden wollte, die immer wieder betonte, man solle die Dinge nicht zu schwer nehmen, die Ketzereien würden sich geben gleich den viel zahlreicheren der alten Kirche! Diese gebildete Klugheit, die sich in der weiten christlichen Humanität wohl fühlte, nährte wohl die schon vorhandenen Neigungen des Hofes zur Vermittlung, zum Verhandeln. Denn je ernsthafter beide Teile den Streitpunkten näher traten, um so hoffnungsloser entfernten sie sich voneinander. Wie hätte Johann von Sachsen in irgendeiner Grundfrage einlenken können, wo er sich schon in den dogmatischen Verhandlungen von Schmalkalden seinen Nächstverwandten unzugänglich gezeigt hatte? Wie konnten der Papst oder sein Legat etwas Wesentliches preisgeben, nachdem sie längst so harte Löhne angeschlagen? Wie der Kaiser? Granvelle mochte die Forderung an die Protestierenden, sich bis zum Konzil der alten Kirche gemäß zu halten, mit der Verpflichtung der Athener durch Solon vergleichen, an seinen Gesetzen nichts zu ändern bis zu seiner Rückkehr, die niemals erfolgen sollte. Die tiefere Gesinnung seines Kaisers traf er damit nicht.

Den Kaiser römisch oder spanisch zu nennen oder ihn als kühlen Rechner hinzustellen, ist ganz unzulänglich. Unlöslich hingen ihm sein weltliches und geistliches Amt mit verwandter Heiligkeit ineinander, die Verpflichtung gegen-



über den Ahnen, das Hochgefühl des Souveräns und Lehnherrn, universales Kaisertum und hergebrachte weltumfassende Orthodogie. Er hatte das dem Papst verhaßte Konzil ebenso gefordert, wie rechtzeitige Reformen; in dieser Beziehung war das Erbe der Ximenez, Adrian und Gattinara auf ihn übergegangen. Jetzt aber war sein Stolz verletzt, daß alle seine eifrigen Bemühungen bei den Theologen und bei den Fürsten so wenig fruchteten. Er vergaß, daß er sich aus eigenen guten Gründen so huldvoll herbeigelassen hatte. Er sah zunächst nur den Mißerfolg — und bei dem Versagen des einen Mittels bot sich seiner Vorstellung zunächst nur das zweite oder dritte dar. Entzogen sich die Protestierenden dieser seiner Vermittlung und seiner Konzilsforderung, dann blieb nur Gewalt.

Die katholischen Stände lösten ihm die Zunge durch ihre Anfrage. Er beschied sie am 8. September, wiederum in einem Aktenstück, das in der ursprünglichen französischen Fassung ganz sein eigenes Werk gewesen zu sein scheint; er trug selbst Sorge für die Übersetzung in das Deutsche unter Aufsicht Ferdinands und des Pfalzgrafen.

Die Kursachsen und ihre Anhänger, so schrieb er, hätten seine gnädigen Bemühungen anerkannt, und doch jede Abweichung von ihren Artikeln unter Berufung auf ihr Gewissen rundweg abgeschlagen. Diese Art der Zurückweisung hätte er nicht erwartet; sie sollten sich nun daran erinnern, „daß Ihre Majestät ihr Souverän und unmittelbarer Herr sei, dazu Vogt der ganzen Christenheit“. Auch ihm erschiene nach seinem Gewissen geboten, zur Erhaltung seiner Ehre und Hoheit bei dem alten und durch langen Brauch geheiligten christlichen Glauben zu verharren; auch er habe ein Seelenheil und eine noch größere Verantwortung vor Gott als sie, die Stände. Ihm stehe es nicht an, in Grundfragen des Glaubens weiter entgegenzukommen oder ihre eigenwilligen Neuerungen zu billigen. Die Sache sei um so ärger, fügte er hinzu, als sie jetzt in seiner Gegenwart viel mehr verlangten, als zu der Zeit, da er durch die jetzt glücklich beendeten Kriege habe abwesend sein müssen.

„Wenn aber die Güte und Gnade seiner Majestät nichts fruchte“, werde er als allchristlichster Kaiser und katholischer Fürst bei der Bedeutung der Sache für ihn und den heiligen alten Glauben mit Gottes Hilfe seine Person und sein Vermögen einsetzen, unter Beistand und Beirat der Kurfürsten, Fürsten und Stände; auch den Papst und andere Könige und Potentaten veranlassen, sich ebenso zu halten. Wollen die Abgewichenen auf die Vorschläge des Kaisers wegen des Konzils eingehen, so werde man dort ihre Meinungen in Güte hören; andernfalls sie vorladen. Was aber die Kirchengüter betrifft, so sollen sie

wissen, daß sie mit Leib und Gut ihm als ihrem rechten Herrn untertan sind und das gegen alles Recht Genommene entweder restituieren oder ihm in Verwahrung geben sollen, wiederum bis zur Entscheidung des Konzils. Zu alledem möchten die altkirchlichen Stände sich äußern.

Das taten sie. Zuerst kurz, wohl am 12. September. Sie erklärten hart und trocken, daß man gegen die Abtrünnigen und Widerspenstigen als notorische Ketzer vorgehen müsse, ihnen alle Rechte und Hoheiten entziehen. Als der Kaiser aber mehr von ihnen zu hören begehrte, lenkten sie in ihrem ausführlichen Bedenken vom 16. September sehr wesentlich ein; man möge das Verhandeln nicht aufgeben; im übrigen sollten sie sich alle mit dem Kaiser zusammenschließen. Was sie leisten wollten, was sie aufzubringen gedachten, verrieten sie mit keiner Silbe. Die Geistlichkeit setzte den Plänen Ferdinands auf Heranziehung ihres Gutes für den Türkenkrieg jedenfalls einen entschlossenen Widerstand entgegen; das Reich sollte sie in allen Dingen schützen, aber sie waren wenig geneigt zur Gegenseitigkeit.

Wir verstehen, daß der Kaiser die Altkirchlichen kleinmütig fand.

Das schroffe Auftreten insbesondere des Kurfürsten Joachim von Brandenburg in den Sitzungen vom 22. und 23. September machte sie nur noch ängstlicher und die Gegner um so fester. Als den Ständen der Entwurf eines Abschieds vorgelegt wurde, wieder unter Ankündigung des allgemeinen Konzils, lehnten die Protestierenden unter Berufung auf das Evangelium und auf ihr Gewissen rundweg ab. Sie schickten sich an, eine Widerlegung der Konfutation zu überreichen. Allein weder der Kaiser, noch König Ferdinand, noch der Pfalzgraf Friedrich waren geneigt, das Schriftstück anzunehmen. Man bedeutete ihnen, die Zeiten des Verhandeln seien vorüber; allgemach sei die Stunde des Handelns gekommen. Vollends gegen ihre Berufung auf das Evangelium erhob sich der Kaiser zornig: „Ob sie damit etwa ihn und die übrigen Reichsstände als Widersacher des Evangeliums hinstellen wollten?“

Immerhin, sie hatten Ausstand bis zum 23. Nach einer Sonder Sitzung der Altkirchlichen folgte an diesem Tage die Plenarversammlung des Reichstags, in der Kurfürst Joachim im Namen von Kaiser und Reich den Gegnern nochmals ihren Hochmut verwies, das Evangelium gegen den ganzen übrigen Erdkreis allein für sich in Anspruch zu nehmen; Kaiser und Reich vermöchten auch nicht einzusehen, auf welches Evangelium sie sich bei der Wegnahme fremder Güter stützten; der Abschied sei milder und gütiger, als er von Rechts wegen hätte sein dürfen; sie möchten annehmen, um der deutschen Nation Schlimmeres zu ersparen. Der Kurfürst fügte hinzu, daß der Kaiser entrüstet sei über die An-

maßung ihrer neuen Apologie, da er seine Meinung als Vogt der Kirche endgültig ausgesprochen habe; sie sollten wissen, daß er sich mit den anderen Ständen zum Schutz der Wahrheit verbündet habe!

Das waren unmißverständliche Drohungen. Sie waren offenbar auch so scharf und gereizt vorgebracht, daß man selbst am Hofe Bedenken äußerte und mehrere altkirchliche Stände, besonders die übrigen Kurfürsten, sich bei Kurachsen entschuldigten. An der Sache selbst änderte das alles nichts.

Der so verheißungsvoll angesagte Reichstag endete in schrillen Dissonanzen. Der Landgraf von Hessen hatte sich schon nach Übergabe der Konfutation entfernt; auch er fand, daß nun die Stunde des Handelns geschlagen habe. Der Kurfürst von Sachsen, anders eingestellt, nahm förmlichen Abschied, aber in offenem Zerwürfnis mit dem Kaiser. Nur fürstliche Räte und Städteboten blieben zurück. Den Städten wurde noch einmal stark zugesetzt. Aber daß selbst Augsburg unter den Augen des Kaisers bei seiner Meinung verharrte, war tapfer. Alle Stände, die Neuerungen eingeführt hatten, lehnten die Annahme des Entwurfs am 13. Oktober erneut ab. So erging der endgültige Abschied vom 19. November in verschärfter Form eigentlich nur noch als eine Verlautbarung des Kaisers und der altkirchlichen Stände, „so diesen Abschied angenommen“. Für die übrigen wurde Bedenkzeit gegeben bis zum 15. April 1531.

Der von Theologie erfüllte Abschied machte sich die schärfsten Klagen der letzten Sitzungen zu eigen, „daß aus der hiervor verdamnten Lehre viel verführige Irrsal unter dem gemeinen Volke erwachsen, alle wahrhaftige Andacht verloren, alle christliche Ehr, Zucht, Gottesfurcht und Nächstenliebe gänzlich in Abfall gekommen seien“. Deshalb habe sich Ihre Majestät mit den altkirchlichen Fürsten zur Handhabung der alten Lehre und des hergebrachten Gottesdienstes vereinigt; — dann folgen alle Glaubensartikel und Bräuche, die bei Strafe an Leib und Leben bewahrt bleiben sollen. Das ganze alte Kirchenwesen wurde bei Acht und Poen des Landfriedens geschützt.

Das sollte durch Kammergerichtsmandate erfolgen, hinter denen schließlich doch nur die Gewalt stehen konnte.

Nun aber vollzog sich etwas sehr Merkwürdiges. Der Kaiser und die altkirchlichen Fürsten, die so drohende Worte in den Mund genommen hatten, blieben friedlich und zurückhaltend. Von ihrem laut angekündigten Bündnis hörte man vorerst nichts mehr. Auch die von Campegio und der Kurie mit Frohlocken aufgenommene Kriegsstimmung des Kaisers hatte doch nur in den Tagen seiner tiefsten Entrüstung, Ende September, zu dem Auftrag an seinen Gesandten Muretula geführt, die vor Florenz freigewordenen 5—6000 Spanier

nebst den Italienern zugleich als Bereitschaft für Deutschland nach Ungarn zu verlegen; er hatte keinerlei praktische Folgen. Noch weniger die vom Papst zögernd unterstützte Geldsammlung für den Krieg. Die Venezianer machten ihre boshafte Glossen dazu. Selbst der frühere kaiserliche Beichtvater Kardinal Loaysa überprüfte seine Ansichten. Die Ketzer auszurotten, schrieb er dem Kaiser, sei gewiß seine Pflicht, aber die Schwierigkeit unüberwindlich. Das Konzil wäre ein sicheres Mittel, indessen „Papst und Kardinäle wünschen es zum Teufel“. Die Altgläubigen seien kleinmütig, von den Franzosen kein Friede zu erwarten; auch der König von England würde mit dem Teufel selbst gegen den Kaiser ziehen. So „wage ich es, Euerer Majestät zu bitten“, faßt er seine Meinung zusammen, „weil das Gewissen dabei beruhigt bleiben kann, Euch wohl oder übel mit diesen Ketzern abzufinden und sie Euren Bruder in der Art untertan sein zu lassen, wie es die Böhmen sind“ — Gedanken von Ketzern und Kompaktaten, wie sie Karl noch jahrelang vorschweben sollten.

Ob der Kaiser bei entschlossenem Willen, wie man wohl behauptet hat, die Protestierenden damals leicht hätte niederschlagen können, bezweifle ich. Aber daß ihnen durch das Unterlassen kaiserlicher Gewaltmaßregeln erneut die Möglichkeit innerer und äußerer Rüstung gegeben wurde, ist sicher. Sie besaßen nun ihre förmliche Konfession. Sie nutzten auch die Mahnungen, die ihnen der Reichstag überreichlich gegeben hatte. Die Zeitumstände sollten ihnen weiter entgegenkommen.

Erfolge und Sorgen des Hauses Habsburg 1531

Seit 1519, in verstärktem Maße seit den Vorbereitungen zu Karls Fahrt nach Italien, war die Rede von Ferdinands Wahl zum römischen Könige. Nach altem Reichsrecht konnte sie erst erfolgen, wenn der Kaiser gekrönt war; das war nun geschehen. Aber der Goldenen Bulle entsprach die Wahl eines Bruders zu Lebzeiten des Kaisers keineswegs. So fehlte es nicht an Einwendungen, die durch Gunst und Gabe überwunden werden mußten. Es gab noch eine andere Schwierigkeit; das war die kirchliche Haltung des Kurfürsten von Sachsen. Sein Ausschluß von der Wahl wurde von den Mitkurfürsten nicht zugelassen; Kurmainz erließ auch an ihn die Einladung. Deshalb erbat der Kaiser in seiner sonderbar formalistischen Art vom Papste zwei Bullen genau entgegengesetzten Inhalts; die eine mit der Erlaubnis zur Mitwirkung des Kurfürsten bei der

Wahl, obwohl er Ketzler sei; die andere, etwas später zu datierende mit seinem Ausschluß von der Wahl; von dieser wollte man Gebrauch machen, falls der Kurfürst gegen den König stimme. Dem Kaiser war nach seinen Briefen selbst nicht ganz wohl dabei. Allein in Rom trug man die Sache leichter. Loaysa widerriet die zweite Bulle als unnötig. Der Papst aber bewilligte beide auf Vortrag der entsprechend belohnten Kardinäle Pucci und Accolti. Nebenbei war die ganze Handlung eine freventliche Preisgabe teuer erkauften deutschen Staatsrechts an die Kurie.

Der Wahllakt wurde nach Köln anberaumt; man sagte: da Frankfurt den Reichstagsabschied abgelehnt habe; der Kaiser bemerkte in seinen Memoiren später nur, wegen der Pest. Auf Grund des päpstlichen Dispenses war auch Kurfürst Johann geladen, kam jedoch nicht, sondern erhob seinen Protest durch den Kurprinzen Johann Friedrich. Die Goldene Bulle ließ man auf sich beruhen. Wichtiger die Wahlverschreibung Ferdinands, auf Grund deren die Wahl am 5. Januar 1531 zustande kam: er wolle die hergebrachte Religion beschirmen. Das hatte dieses Mal einen sehr viel ernsteren Sinn als 1520. Denn im Anschluß an den sächsischen Protest scheint der Kaiser den Kurfürsten doch noch einmal in aller Form die Frage vorgelegt zu haben, ob beim Versagen des Konzilsgedankens und angesichts der Möglichkeit einer protestantischen Offensive nicht doch ein Präventivkrieg zu erwägen sei. Die Kurfürsten lehnten den Protestantenkrieg erneut ausdrücklich ab, forderten aber das Konzil.

Die Krönung erfolgte in Aachen am 11. Januar unter hergebrachtem Prunk. Am 12. März erließ der Kaiser Richtlinien für die Reichsverwaltung.

Kurfachsen verharrte in offenem Protest, wie gegen die Wahl, so gegen das Königtum Ferdinands überhaupt. Verstärkt wurde der Protest durch das Verhalten im eigenen Lager der Altkirchlichen. Die bayerischen Wittelsbacher, die schon ihre böhmische Niederlage nicht vergessen konnten, gerieten nun vollends in Opposition gegen das Haus Habsburg. In Augsburg war es bereits zu einem peinlichen Zusammenstoß zwischen Herzog Wilhelm und dem Kaiser gekommen. Nun ging Schenk von Schweinsberg aus Hessen zu Werbungen nach Bayern, Weisensfelder von Bayern nach Sachsen; im August 1531 erschien der bayerische Kanzler Leonhard von Eck selbst beim Landgrafen in Sießen, und am 24. Oktober folgte das förmliche Bündnis Bayerns mit den Protestanten zu Saalfeld. Von diesen Dingen hatte der Kaiser schon im Frühjahr durch Heinrich von Braunschweig nähere Kunde.

Noch überraschender wirkte die Lage nach der Königswahl in anderer Richtung. Die Drohungen des Kurfürsten von Brandenburg und der Ton des

Abschieds waren geeignet, die schweren Bedenken gegen den politischen Zusammenschluß zu revidieren, die bisher in den gegeneinander formulierten Bekenntnissen der Protestanten lagen. Kursachsen hatte zu Bündnisverhandlungen eingeladen, einen Augenblick gestuht und wieder abgeschrieben. Dann hatte es die Einladung zur Königswahl erhalten und damit die sichere Aussicht auf einen zweiten, jetzt von ihm allein durchzuführenden reichsrechtlichen Konflikt. So erneute es gleich Tags darauf, am 29. November, doch die Einladung der Protestierenden in das hessisch-sächsische Grenzgebiet nach Schmalkalden.

Inzwischen war es Bucer gelungen, in viel umstrittenen, aber politisch erfolgreichen Verhandlungen mit Luther selbst auch die theologische Basis zu gewinnen und damit den lange so störenden Gegensatz von Nord und Süd, von Fürsten und Städten zu überbrücken. Die alten staats- und kirchenrechtlichen Bedenken eines willenlos dulddenden Gehorsams wurden jetzt im Sinne des Aktivismus überrannt. 1529 hatten die Meinungen über das „Widerstandsrecht“ der Untertanen noch unvereinbar nebeneinander gestanden. Lazarus Spengler von Nürnberg verneinte das Widerstandsrecht, „dieweil der Kaiser unser rechter Herr und Oberer von Gott verordnet ist“. Auch Luther hing daran trotz seines Seufzers: „Ach Herre Gott, ich bin in solchen Weltlichen zu kindisch.“ Jetzt dagegen schrieb er in seiner „Warnung“ gegen den Reichstagsabschied von 1530: „So laßt fröhlich hergehen und aufs ärgist geraten, es sei Krieg oder Aufruhr, wie dasselb Gottes Zorn verhängen will.“

Noch schwereres Gewicht senkten die Räte in die Fundamente des neuen Staates, wenn sie den Fürsten in den Mund legten, daß es ihnen gegenüber einem gewaltsamen Vorgehen des Kaisers bei der Pflicht, „damit wir unseren Untertanen verwandt seien, gepühren wolle, die Unseren wider menniglichen zu schützen“. Die feinen Unterschiede zwischen defensiver Rüstung und weitergehender Aktivität verloren sich notwendig über dem Handeln. Nach zögernden Vorbereitungen unterzeichneten am 27. Februar 1531 Kurfürst Johann, Landgraf Philipp, Herzog Ernst von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, der Fürst von Anhalt und die Grafen Mansfeld zusammen mit den Städteboten von Magdeburg, Bremen, Straßburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Isny, Biberach und Lindau ihr „Verständnis“ von Schmalkalden. Damit wurden die Protestierenden von 1529 abgelöst durch die „Schmalkaldischen“ von 1531; sie umfaßten Anhänger der Augustana, wie der Tetrapolitana. Nur Zwinglianer im eigentlichen Sinne blieben beiseite.

Die Ereignisse in der Schweiz, wo bis dahin die stärkste politische Aktivität geherrscht hatte, erleichterten die Fortentwicklung. Reibungen zwischen Bern

und Zürich schwächten beide, und als die durch wirtschaftliche Maßregeln zum äußersten gereizten Alten Orte loschlügen, fanden sie Zürich nicht genügend gerüstet, weder an Bündnissen noch an Truppen. Auch ohne die Habsburger, die eine Mitwirkung ernstlich überlegten, behielten die Altkirchlichen die Oberhand. Die weiten Aussichten der Zwinglischen Bewegung schlossen sich mit der Niederlage der Züricher bei Kappel und dem Tode des Reformators selbst auf dem Schlachtfelde vom 11. Oktober 1531. Nun bedurften die oberdeutschen Städte erst recht der Anlehnung an die mitteldeutschen Fürsten, denn auch der Schwäbische Bund, in dem die Städte durch mehr als ein Menschenalter ihre vornehmste Stütze gefunden hatten, war durch die kirchlichen Gegensätze aufgespalten und entwertet. Er konnte im nächsten Jahre nicht wieder erneuert werden.

Wir haben damit vorgegriffen und versehen uns zurück in die Lage, da der Kaiser von Augsburg rheinabwärts in seine niederländischen Erblände zurückkehrte. Während der Fahrt, noch in Speyer, erhielt er die Nachricht von dem Ableben seiner Tante Margarete, Regentin der Niederlande, am 30. November 1530. Ein halbes Jahr nach Gattinara verlor der Kaiser auch diese starke Stütze seiner Jugendjahre. Wir brauchen nicht auf ihr Leben zurückzublicken; diese Blätter sind voll von den Zeugnissen ihres frauenhaften Empfindens und ihrer männlichen Energie. Jetzt hatte sie ihre lebendigen Augen für immer geschlossen in der stolzen Gesinnung, die ihr ganzes Leben als Kaisertochter und angestammte Herrin von Burgund geleitet hatte. In dieser Gesinnung nahm sie Abschied von ihrem Neffen an ihrem Todestage in einem Briefe, der seinesgleichen sucht. „Die Stunde ist gekommen, da ich nicht mehr mit eigener Hand schreiben kann, da mein Gewissen seine Ruhe gefunden hat, und ich mich anschicke, das Letzte aus Gottes Hand entgegenzunehmen. Mein einziger Schmerz ist, Euch vor meinem Tode nicht noch einmal zu sehen. Dies wird mein letzter Brief sein. Ich lasse Euch als meinen einzigen Erben und die mir anvertrauten Lande nicht nur unverfehrt, sondern stattlich vergrößert, nach einer Regierung, für die ich Gottes Lohn, Eure Zufriedenheit und den Dank der Nachwelt erwarte. Indem ich Euch vor allem den Frieden empfehle, besonders mit den Königen von England und Frankreich, und Euch um Fürsorge bitte für meine Diener, sage ich Euch das letzte Lebewohl.“

Noch einmal steigt das alte Burgund vor uns auf. Karl betrat den verwaisten Heimatboden seines Wesens und seines Hofes. Nach langem Abstand gestiel es ihm, am 5. Dezember 1531 auch wieder ein feierliches Kapitel des Goldenen Blieses abzuhalten; das letzte war 1518 in Barcelona gewesen. Zwanzig

Ritter waren mittlerweile gestorben; Neuwahlen schienen dringend. Zum Tagungsort erkor man wegen der Größe der Kirche St. Andreas in Tournai; dazu die nahegelegene Abtei. In dem Kapitel fand auch die herkömmliche Besprechung der Laten und der Haltung der einzelnen Ritter statt, nicht zuletzt des Souveräns. Der Kanzler verkündete nach entsprechender Huldigung als die Meinung des Ordens, daß der Kaiser zu langsam sei in den Geschäften; daß er sich zuviel um Kleinigkeiten kummere und das Wichtige vernachlässige; daß er zu wenig seinen Staatsrat befrage, der ohnehin zusammengeschmolzen sei; daß er auch für die Gerichte nicht die genügende Zahl tauglicher Personen bestelle und dazu die Leute bei Hofe schlecht bezahle. Als ähnliche Klagen fünfzehn Jahre später wiederholt wurden, antwortete der Kaiser gütig und verbindlich, wie auch jetzt, daß seine Langsamkeit ihm bisher immer nur Vorteile gebracht habe.

Unter den neuen Rittern waren die Könige von Portugal und Schottland, der dreijährige Prinz Philipp von Spanien, die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, die alten Herzöge von Jülich und Sachsen, Pfalzgraf Philipp, der Vizekönig von Valencia, die Herzöge von Frias und Albuquerque, Francisco de Zuñiga, Graf von Miranda; aus Italien Ferrante Gonzaga, der Marchese del Vasto und Andrea Doria, Fürst von Melfi; von Niederländern der erprobte Schenk von Lautenberg und der uns im Dienste des Kaisers längst vertraute Louis de Praet; dazu Anton Berghes, Philipp Lannoy, Charles Laing und andere Glieder der jüngeren Generation.

Wichtiger für diese Lande war die Nachfolge Margaretes. Karls Wahl fiel auf seine Schwester Marie, die sechsundzwanzigjährige Königin-Witwe von Ungarn. Die Königin war früh erprobt, vom Leben hart angefaßt, sehr selbständig, seit Jahren nicht ohne Verständnis für evangelische Neigungen in ihrer Umgebung, wegen deren sie sich rechtfertigte. Der Kaiser gab ihr schon in seinem durch Boussu überbrachten förmlichen Berufungsschreiben vom 3. Januar 1531 seinerseits volle Genugtuung. „Seid gewiß, wenn ich Bedenken wegen der Religion hätte, würde ich Euch weder diese Vertrauensstellung anbieten, noch auch Euch die Liebe eines Bruders entgegenbringen können.“ Freilich, fügte er hinzu, dürfe man in den Niederlanden schlechterdings nicht dulden, was man im Reiche am Ende notgedrungen tolerieren müsse; so glaubte Karl es ihr nicht ersparen zu können, ihre vielfach verdächtige Umgebung fast vollkommen zu ändern. Aber sie hat auch ihrerseits Bedingungen gestellt. Man solle sie nicht zu einer neuen Ehe nötigen; ihr mochte das zweifelhafte Glück der zweimal an ältere Witwer vergebenen Eleonore und mehr noch das Schicksal Isabellas

vorschweben. Sie hielt sich auch in dieser Hinsicht an das Vorbild Margaretes, der sie an Fleiß und politischem Sinn ebenbürtig, an Gewandtheit und Einfluß auf die hohen Brüder überlegen bleiben sollte. Sie zog nicht nach Mecheln, sondern nach Brüssel, lebte aber später gern auf ihrem Schloß zu Binche.

Am 2. März eröffnete der Kaiser die Generalstände mit einem Berichte Carondelets. Die Stände antworteten durch Laurent de Blioul. Am Schluß sprach der Kaiser persönlich mit den Vertretern der einzelnen Länder, die aber in bezug auf Bewilligungen wie gewöhnlich die größten Schwierigkeiten machten. Bald danach, am 4. März, empfing Karl seine Schwester in Löwen, besprach mit ihr in den folgenden Monaten eingehend alle Angelegenheiten der Niederlande und führte sie am 1. Juli vor den wieder zusammengerufenen Generalständen in ihr Amt ein. Auch persönlich nahm er Marie in das eigentümliche Vertrauensverhältnis auf, in dem seine Tante zu ihm gestanden hatte. Durch Codicill vom 14. Januar 1532 zu seinem Testament von 1529 wurde Marie für den Fall seines Ablebens in alle Regentschafts- und Vormundschaftsrechte eingesetzt, die das Testament für Margarete vorgesehen hatte, wobei er außerdem Bestimmung traf über die Verbindung von Pfirt und Hagenau mit Burgund für den Fall einer Ehe seiner Tochter Maria mit einem Sohne Ferdinands und der Vererbung der Niederlande an dieses Paar.

Die Aufgabe Mariens als Gouvernante der Niederlande war nicht leicht, da Karl gewohnt war, von den Niederlanden mehr zu verlangen, als er ihnen gab, und die Herren des Landes so eifersüchtig auf ihren Einfluß waren, wie die Städte auf ihre alten Rechte. Der Kaiser wünschte ihr das Amt zu erleichtern durch Neuordnung des Staatsrats, des Conseil privé und des Finanzrats; er wollte auch durch das Recht des Staatsrats, zusammenzutreten ohne Berufung, Konflikte vermeiden, wie sie Margarete erlebt hatte. Dafür brachten die Zeitläufe andere Nöte.

Ihrer mußte die junge Königin nach dem erneuten Abschied ihres Bruders aus den Niederlanden allein Herr werden. Mit den Jahren sollten sie sich noch steigern.

Eine der schwersten Belastungen Margaretes war der dänische Gast gewesen; seine Rücksichtslosigkeiten und ihre Folgen umdüsterten noch die Anfangsjahre Mariens. Denn er ertroßte mit einem Haufen von 5 bis 6000 Knechten, die er als wahre Landplage nach Dverbyssel und Holland legte, pochend zugleich auf den noch ausstehenden Rest der Mitgift seiner längst verstorbenen Frau, von seinem Schwager die Ausrüstung mit 50 000 Gulden und 12 Kriegs-

schiffen zur Rückeroberung seiner Reiche. Da Christian ebenso von Norwegen für diese Rüstung Mittel erhalten hatte, ging er am 26. Oktober 1531 in See und landete, man sieht nicht ganz klar, ob planmäßig oder nur durch den Sturm dahin verschlagen, südlich Arendal an der Küste von Norwegen. Hier gewann er in der Tat rasch die Herrschaft zurück, doch versäumte er es, die Burg von Bergen und das Oslo beherrschende feste und geräumige Akershus zu nehmen, so daß diese dauernd Stützpunkte für seine dänischen Gegner blieben. Statt zu kämpfen, verhandelte er.

Bodenlose Unwahrhaftigkeit, daß dieser König, der eben in Innsbruck katholische Buße getan hatte, sich jetzt vor seinem Oheim Friedrich in salbungsvollen Briefen wieder als Vorkämpfer des Evangeliums aufspielte.

Begreiflich aber, daß die Dänen und die Lübecker ihn für einen Parteigänger der Holländer hielten, denen sie nun den Sund sperrten, während der König doch nur durch den brutalsten Druck von den Niederländern Hilfe erpreßt hatte, und auch der Kaiser mehr an die Zurückführung des Nordens in die alte Kirche und an die Rechte der Kinder seiner Schwester dachte, als an diesen König. Immerhin, die Lübecker pflegten ihre Meinung geflissentlich, um die ihnen lästigen Konkurrenten aus der Ostsee fernzuhalten. Die Holländer aber, im Grunde nicht abgeneigt, durch königliche Gunst Handelsvorteile zu erhalten, wurden durch die Feindseligkeiten der Dänen und der Lübecker fast wider Willen auf die Seite Christians gedrängt. Amsterdam war für Eintritt in den Krieg. Auch der Statthalter von Holland, Graf Hoogstraeten, setzte sich nun ernstlicher ein. Denn der Streit um den Sund führte schon jetzt zu einer durch längere Dürre gesteigerten Brotknappheit, zum Stilliegen der Schiffe und Arbeitslosigkeit der Schiffsmannschaften. Das beschleunigte die Intervention der niederländischen Regierung. Eine nach Hamburg ausgeschriebene Tagsatzung wurde zum 24. Juni 1532 nach Kopenhagen verlegt. Nebenher hatte die niederländische Regierung 40 Kriegsschiffe gerüstet, um erforderlichenfalls bewaffnet zu verhandeln.

Inzwischen aber war alles dieses überholt durch die unbegreifliche Torheit Christians II, der in seiner alten Haltlosigkeit den Vorschlag der Oslo bedrängenden Dänen und Hanseaten annahm, zu einer persönlichen Besprechung mit seinem Oheim nach Dänemark zu segeln; ihm wurde persönliche Sicherheit verbrieft. Schon am 24. Juli befand man sich vor Kopenhagen. In der Stadt aber verhandelten gerade damals die Dänen mit den Städten darüber, daß es nötig sein könnte, den früheren König in sicheren Gewahrsam zu nehmen. Nun betrog man ihn wirklich. Unter der Vorspiegelung, dort den König

Friedrich zu treffen, brachte man ihn in das feste Schloß Sonderburg — das er nie wieder verlassen sollte, fast bis zu seinem Tode, 27 lange Jahre.

In denselben Tagen starb zu Regensburg sein einziger Sohn und Erbe Hans als zwölfjähriger Knabe im Hause des Kaisers. Karl hatte über das Schicksal seines Schwagers noch keine zuverlässige Kunde, aber der Verlust des Neffen ging ihm ungewöhnlich nahe und entlockte ihm Töne weicher Rührung, wie wir sie sonst selten von ihm vernehmen. „Es war der netteste Junge, den ich kannte“, schrieb er an Marie, „ich habe seinen Tod empfunden wie denjenigen eines eigenen Sohnes. Denn ich hielt ihn so, und er war ja auch schon groß und mir sehr vertraut. Gottes Wille konnte es gewiß an jedem Orte so fügen, aber mir ist es nun doch sehr leid, daß ich ihn hierhin mitgenommen habe. Gott wolle es vergeben, aber ich wünschte seinen Vater an seiner Stelle. Indessen, der kleine Kerl ist gewiß besser aufgehoben. Er ist ohne Sünden so gestorben, daß ihm, selbst belastet mit den meinigen, die ewige Seligkeit sicher gewesen wäre; im Sterben noch rief er: Jesus.“

Religionsfriede und Türkenabwehr Aufstieg des Protestantismus

Der Kaiser hatte sich aus triftigen Gründen nach bescheidenen Bewilligungen, begleitet von 150 schweren Reitern, aus den Niederlanden wieder in das Reich zurückbegeben. Die Gründe erfahren wir aus den Briefen an die Kaiserin, die, bisher fast unbekannt, demnächst in vollkommener Ausgabe vorliegen werden. Der Briefwechsel ist eine Enttäuschung für den, der darin den intimen Ausdruck ehelicher Beziehungen sucht oder einen Gedankenaustausch, in dem die Kaiserin irgendeinen politischen Einfluß ausgeübt hätte. Wie ihr der streng castilianisch denkende, kluge und wortkarge Erzbischof Don Juan de Tavera als eigentlicher Träger der Regierung in Spanien beigelegt war, so blieb ihre Stellung durchaus repräsentativ. Aber eben deshalb gingen die ausgiebigsten und ganz vertraulichen Informationen des Kaisers über die allgemeine Lage doch an ihre Adresse. Wie könnte ein solcher Briefwechsel mit der vornehmen und geliebten Frau ganz ohne menschliche Züge bleiben!

Isabella hatte dem Kaiser bisher außer dem Thronerben Philipp noch eine Tochter Maria und einen zweiten Sohn geschenkt, der ihnen bald wieder genommen war. Sie sehnte sich nach der Rückkehr ihres Herrn, und die Töne

der Sehnsucht fehlen auch in seinen Briefen nicht. Begütigend hatte er ihr schon im letzten Sommer, am 13. Juni 1531, aus Gent in der üblichen getragenen Förmlichkeit, wie meist durch Cobos Feder, geschrieben: „Erlauchte und großmächtige Kaiserin! Ich verschob die Pläne für dieses Jahr, weil ich betreffs des Konzils auf eine gute Entscheidung hoffte, denn das Wohl der Christenheit hängt davon ab. Aber die Schwierigkeiten von seiten des Papstes und des allerchristlichsten Königs dauern an und bedeuten eine große Gefahr; denn in Deutschland wird es durch den Aufschub des Konzils nur immer ärger. Das steigert die Türkengefahr, so daß ich erwog, mich mit den Lutheranern zu vergleichen, um Schlimmeres zu verhüten und noch dieses Jahr heimzukehren. Meine Rückkehr ist das, was ich am meisten begehre, um Euch wiederzusehen und in meinem Hause mit Euch zu sein; gar nicht zu reden von den Bedürfnissen meiner dortigen Reiche. Ich habe mich in Verbindung gesetzt mit meinem Bruder, dem erlauchten römischen Könige, erfahre von ihm die üblen Folgen des Konzilsverzuges und den Widerspruch Kursachsens gegen seine Wahl und Krönung. Alle sagen, daß meine Anwesenheit nicht zu entbehren sei, und alle bitten, daß ich mich der Sachen annehme. So habe ich mich denn entschlossen, noch einmal alles zu versuchen und darüber die Rückkehr hinausgeschoben, hoffentlich nur bis zum kommenden März.“

Nahm man alles zusammen, den Aufschub des Konzils, die innere Unzuverlässigkeit des Papstes, die offenbare Zurückhaltung Frankreichs, die tiefe Verstimmung gegen England und die vor zwei Jahren in der Belagerung von Wien wahrhaftig nahe genug gerückte Türkengefahr, die jetzt erneut im Osten aufstieg, dazu die entschlossene Haltung der Protestanten, deren auswärtige Verbindungen unmöglich dem Kaiserhofe verborgen geblieben sein können, und nicht zum wenigsten die Mattigkeit, ja Feindseligkeit der altkirchlichen Fürsten, so begreift man Ferdinands dringendes Verlangen, den kaiserlichen Bruder im Reiche festzuhalten; man begreift aber auch Karls Neigung zu einem vorläufigen Friedstand in Sachen der Religion. Seine römischen Vertreter Loaysa und Miguel Mai bestärkten ihn darin.

Waren die Stände, auch die Protestanten, nicht in den vornehmsten Reichs-sachen, vor allem gegen die Türken, unentbehrlich und schließlich doch auch willig? Schrieb nicht Luther immer wieder von dem „lieben Kaiser Carolus“, der sich bisher, „auch jetzt auf dem Reichstage also erzeigt, daß er aller Welt Günst und Liebe überkommen hat?“ Mahnte er nicht zum einträchtigen Zusammengehen gegen die Türken? Vielleicht war sogar Luthers großes Kampflied „Ein feste Burg ist unser Gott“, wie man neuerdings wahrscheinlich gemacht

hat, ein Trost- und Sturmlied dieser Zeit gegen den „alten bösen Feind“, den Türken. Hatten sich nicht auch sonst die lutherischen Theologen, wenn man sich recht erinnerte, auf dem Reichstage an Entgegenkommen überboten?

Etwas anders sahen die Dinge aus, wenn man infolge der eigenen Notlage ausdrücklich mit ihnen in Friedensverhandlungen eintrat. Das geschah jetzt.

Es ist nicht ohne inneren Zusammenhang, daß in demselben Schweinfurt, in dem die Organisation des Schmalkaldischen Bundes im April 1532 wieder ein gut Teil gefördert wurde, auch die Vermittlungsverhandlungen der Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz in Gang kamen. Die Nachrichten von der Donau trieben zur Eile. Den Protestierenden ist das nicht entgangen, und Kurfsachsen wurde in seinen Forderungen immer anspruchsvoller: Zurücknahme der Wahl Ferdinands, Anerkennung aller bisherigen Verfügungen über das Kirchengut und Stilllegung aller kammergerichtlichen Prozesse, Duldung der Lutherischen in allen Gebieten und ein frei christlich Concilium in deutscher Nation — ganz gewiß nicht unter den ihnen bisher angedachten Bedingungen.

Das Ärgerlichste war, daß die Altkirchlichen, die nichts zu opfern, nichts zu leisten bereit waren, in ihrer Äußerung vom 22. Juni nun auch die bescheidensten Friedensverhandlungen des Kaisers störten, wenn nicht verhinderten; daß die Bayern in ihrem Hauskloster Scheyern eben in dieser Zeit mit Frankreich abschlossen und mit Ferdinands Gegner Johann Zapolya immer noch verhandelten, obwohl der Papst über diesen Vasallen des Sultans schon 1529 den Bann ausgesprochen hatte und seine Beziehungen zu den Türken neuerdings offen eingestanden wurden. Das Nebeneinander der Reichstagsverhandlungen von Regensburg, wo die Altkirchlichen herrschten, und der von Schweinfurt nach Nürnberg verlegten Besprechungen über einen befristeten Religionsfrieden schleppten sich infolgedessen endlos lange und träge hin. Die Stände befeiligten sich der größten Unaufrichtigkeit, wenn sie endlich einwilligten, daß eine kaiserliche Verbriefung über die Stilllegung der Kammergerichtsprozesse nur an die vermittelnden Kurfürsten ausgehändigt und von diesen nur mündlich mitgeteilt werden sollte. So blieben denn auch der Regensburger Reichstagsabschied vom 27. Juli und die sehr verlaufulierten Religionsmandate vom 2. und 3. August in unvereinbarem Widerspruch.

Gleichwohl, der Friede wurde geschlossen, das Türkenaufgebot trat unter die Waffen. Am 9. August rühmte der Kaiser seiner Gemahlin den Eifer aller Stände, auch der Protestanten. Zu den Truppen des Königs Ferdinand unter Kasianer und des Reiches unter dem Pfalzgrafen Friedrich gesellte der Kaiser seine Niederländer unter Nassau und Roely, sowie seine Italiener unter

Leyva und dem Marchese del Vasto, also seinen erprobtesten Heerführern. Der große Augenblick, von Karl so lange ersehnt, schien gekommen, das burgundische Gelöbniß des Gasanenfestes endlich einzulösen, das Vermächtniß des Goldenen Blieses zu erfüllen.

Allein während der Kaiser noch in Nürnberg und Regensburg verhandeln mußte, war die Entscheidung im Grunde schon gefallen. Die kleine westungarische Festung Güns an der Grenze des Burgenlandes hielt vom 7. bis zum 28. August heldenmütig den Anstürmen Suleimans stand und das scheint bereits den Sultan zum Abzug veranlaßt zu haben. Vielleicht wirkten auch Nachrichten von den Küsten Griechenlands mit, die Andrea Doria mit seiner Flotte beherrschte und wo er bald nachher Patras und Castelnovo einnahm. In Steiermark kämpften die deutschen Truppen am 13. September noch einmal erfolgreich bei Fernitz hart südlich Graz gegen die türkische Nachhut, die unverrichteter Dinge auch von Graz abziehen mußte. Aber weder der Tadel der kaiserlichen Generale an der lässigen Führung des Pfalzgrafen, noch Ferdinands Bitten vermochten die Reichstruppen und seine Böhmen zu bewegen, tiefer nach Ungarn hinein vorzustößen und die österreichische Sache gegen Zapolya zu führen. Allerdings, der Winter stand vor der Türe, und es fehlte wie gewöhnlich an Geld.

Am 23. September traf Karl selbst in Wien ein, als sich gerade die letzten Kampfhandlungen abgespielt hatten. Vor der Welt ruhmgekrönt, weil sich seine Truppen in kleinen und großen Gefechten bewährt und einige Feldzeichen erbeutet hatten, auch das Feld überall behaupteten, nahm der Kaiser die Huldigungen der Seinigen entgegen. Die Ehre war insofern wohlverdient, als er wirklich neben Ferdinand der einzige Fürst war, der mit der Türkenabwehr einigermaßen ernst machte. Aber noch Anfang Oktober wandte er sich durch Steiermark und Kärnten nach Italien, um endlich in seine spanischen Königreiche zurückzukehren, die er vor fast vier Jahren verlassen hatte.

Ihn trieb die Sorge um seine übrigen Reiche. Am meisten aber doch die Frage des Konzils, das er für Deutschland als entscheidend ansah, das aber nur zu erreichen war, wenn Italien befriedet blieb, wenn der Papst die Angelegenheiten seiner Dynastie zurückstellte hinter das Interesse der Kirche, und wenn Frankreich seine beschworenen Verträge hielt. Alles dieses war zweifelhaft.

Überall ein Hinhalten, ein Zurückstauen, keine Entscheidungen. Auch die deutschen Angelegenheiten waren doch nur notdürftig geordnet. Gleichwohl überließ der Kaiser auf Jahre die burgundischen Erblande der Königin Marie, das Reich seinem Bruder Ferdinand. Im Namen des Kaisers erging die Reichspolizeiordnung von 1531 mit ihren wichtigen wirtschaftlichen und sozialen Bestimmungen, in seinem Namen auch die Peinliche Halsgerichtsordnung von 1532, ein einheitliches Strafrecht, beide aus älteren Traditionen deutschen Rechtslebens, ohne inneren Anteil des Kaisers. Die eigentlichen deutschen Angelegenheiten ruhten bei den Ständen, dem Regiment, dem König.

So hatte Ferdinand allein auch die kommenden Stöße des erstarkenden Protestantismus auszuhalten. Denn die deutsche Reformation setzte sich schon jetzt weithin um in einen europäischen Kampf gegen das Haus Habsburg. Die altkirchlichen Fürsten Deutschlands, besonders die Herzöge von Bayern, hatten so wenig wie später im Dreißigjährigen Kriege Neigung, durch entschlossenes Auftreten in der religiösen Sache sich ein allmächtiges habsburgisches Kaisertum zu schaffen. Sie trugen dadurch an der Schwächung und Auflösung des Reiches genau soviel Schuld, wie das protestantische Fürstentum — beide vor allem durch ihre europäischen Verbindungen.

Diese sollten sich nur zu bald auswirken.

Der erste erfolgreiche Vorstoß des auf Frankreich gestützten Fürstentums kostete dem Hause Habsburg seine eben erst gewonnene überaus wichtige Stellung in Württemberg. Hatten die althabsburgischen Räte aus der Zeit Maximilians 1520 den Erwerb des Landes nicht nur als bedeutenden territorialen Zuwachs empfohlen, sondern mehr noch unter allgemein ständischen Gesichtspunkten, als Gegengewicht gegen die demokratischen Ideen der Schweizer und der oberdeutschen Städte, so hatte inzwischen ihr nicht minder eindringlicher Hinweis auf die mögliche Stärkung Frankreichs gesteigerte Bedeutung gewonnen. Außerdem würden sie unter den jetzigen Umständen nicht ermangelt haben, auf die notwendige Anlehnung der altkirchlichen Stände im Oberland an eine größere Macht hinzuweisen. Es war schon eine versäumte Gelegenheit für die Habsburger, daß sie den alten Orten der Eidgenossen keinen Beistand gewährt hatten gegen die Züricher; sie hätten ihre Stellung damit bis in das Herz ihrer alten Hausmacht verstärkt, ganz einerlei, ob ihre Hilfe notwendig oder entbehrlich war.

Nun aber erfolgte von der Gegenseite jene Offensive, die nicht nur den Protestantismus im Oberlande gewaltig stärken mußte, sondern zugleich den

Anfang erfolgreicher französischer Politik am Oberrhein bedeutete. Diese begann mit der Verpfändung des württembergischen Mömpelgard an Frankreich als Preis für die Hilfe zur Zurückführung des Herzogs Ulrich in sein Herzogtum und sollte dermaleinst mit der Wegnahme des ganzen Elsaß enden, weil die Habsburger inzwischen ihre Interessen überall in ihre neuen Außenstellungen, Burgund, Ungarn, Spanien und Italien verlegt hatten, ihr altes Stammland am Oberrhein aber fast seit Jahrhunderten vernachlässigten.

Die Dinge vollzogen sich ganz offen. Als die Habsburger ihr bewährtes Machtmittel, den Schwäbischen Bund, jetzt zugleich als Stütze der alten Kirche erneuern wollten, fanden sie auf mehreren Tagessammlungen des Jahres 1533 wortreiche aber nicht mißzuverstehende Ablehnungen. Bei der letzten dieser Tagungen im Dezember 1533 zu Augsburg erschien auch der französische Gesandte du Bellay und beteiligte sich eifrig an den Besprechungen über die württembergische Frage, als hätte es so sein müssen und ohne daß irgend jemand Einspruch erhob. Der Kaiser beklagte sich zwar nachträglich bei Frankreich bitter über die unfreundliche Handlung; aber da war es zu spät. Die Franzosen beurteilten ihrerseits die Lage durchaus richtig, wenn sie die Zeit für gekommen erachteten, die vor vierzehn Jahren gescheiterten Versuche auf Zurückführung des alten Herzogs wieder aufzunehmen. Sie sowohl, wie die Wittelsbacher in Bayern, traten jetzt freilich für den jungen Christoph ein, womit auch der Kaiser noch im März rechnete.

Beide ließen es aber schließlich geschehen, daß die Unternehmung zugunsten Ulrichs erfolgte, der sich kirchlich wie politisch auf das engste an den Landgrafen von Hessen angeschlossen hatte. König Franz bat den Landgrafen zu einer Besprechung in Bar le Duc, Ende Januar 1534, verließ ihm seinen Orden (wie der Kaiser entsezt an Ferdinand schrieb) und zahlte die Subsidien. Man rüstete rasch und hinreichend, und schon im Frühsommer waren die Kriegsfürsten nach dem leichten Gefecht bei Lauffen am Neckar (12./13. Mai) wieder im Besitz des Herzogtums. Ferdinand hatte andere Sorgen, als sich ernstlich für den Besitz von Württemberg einzusetzen; die Hilfe des Kaisers in Höhe von erst 50 000, dann nochmals 100 000 Gulden kam zu spät. Wenn man an die Schlüsselstellung Württembergs für die habsburgische Macht im alten Deutschland denkt, die Verbindung zwischen Tirol, dem Elsaß und der Franche Comté, so bleibt es schwer begreiflich, weshalb die kaiserliche Politik, die um Mailand ein Menschenalter lang kämpfte, den Verlust so leicht hinnahm. Man kann es nur aus ihrer damaligen vielfältigen Inanspruchnahme erklären, insbesondere aus dem heißen Begehren des Kaisers nach dem bevorstehenden Zuge gegen Tunis und aus seiner inneren Entfremdung vom deutschen Boden.

Ferdinand aber machte schon am 29. Juni zu Raaden bei Eger seinen Frieden mit den deutschen Fürsten und buchte für den Verlust von Württemberg den von ihm damals hoch angeschlagenen Gewinn der Anerkennung seines König-tums durch Kursachsen und dessen Freunde; erst recht der Türkenhilfe. Im näch-sten Jahre sah man wirklich den Landgrafen von Hessen und den Kurprinzen Joachim von Brandenburg an seiner Seite in Ungarn. Außerdem blieb Würt-temberg österreichisches Pfsterlehen. Auch der Kaiser, dem nach seinen Briefen an Ferdinand alles daran lag, die deutschen Fürsten nicht noch mehr den Fran-zosen zuzudrängen, nahm die Sache von der guten Seite. Die Flüssigmachung der 100 000 Gulden durch die Welfer wurde rückgängig gemacht und für etwaige neue Gefahren aufgespart.

Blickt man zurück auf die ersten zehn Jahre des politischen Protestantismus, dessen Geschichte schon mit dem Speyerischen Reichstage von 1526 begonnen werden muß, so darf man trotz aller inneren Hemmungen und Wirren, auch bei den Verhandlungen über die Bundesverfassung, doch von einer gewaltigen Erstarkung reden. Der Augsburger Reichstag von 1530, dem die protestieren-den Stände mit so großer Bangigkeit entgegengesehen hatten, war für sie ein Markstein ihrer Macht geworden, da der Kaiser die durch den Kurfürsten Joachim angedrohte Gewalt nicht wagte. Auch aus der gewaltsamen Restau-ration Christians II und der von ihm gelobten Gegenreformation war nichts geworden. Seine Nachfolger in Dänemark und Schweden bedeuteten eine Verstärkung des Protestantismus im Norden. Bedeutete nicht auch die Ver-selbständigung der Kirche von England, so unerfreulich ihre Begleitererscheinungen sein mochten, ein Stück politischen Protestantismus? Unter solchen Umständen hatten die Fürsten es zum ersten Male wagen können, die Offensive gegen das Haus Habsburg zu ergreifen. Jetzt stärkten sie sich weiter, indem sie Maß hielten. Die katholischen Mächte, Papst, Kaiser, altkirchliche Fürsten und Frankreich neutralisierten sich gegenseitig.